

# Gold und Ehre.

Von Otto M. Koeller.  
Aus dem Französischen überseht von J. Mangold.

(10. Fortsetzung.)

Er richtete sich auf und schaute sich um. Zahllose Menschen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß wimmelten an ihm vorüber. Ach, nun sah er alles ganz klar. Diese Menge, wie würde sie nicht erstaunt sein und den Bürgerlichen mit offenem Munde anstarren, der auf einen Thron erhoben worden war! Und doch war das schon einmal vorgekommen. Aber wie rasch würden sie ihn wieder vergessen, wenn der Bürgerliche sich seiner nicht zurücktraut! Wer würde sich seiner nach hundert Jahren noch erinnern? Ein Geschichtsbuch erzählte es vielleicht, wie ein deutscher Staatsmann in einer Laune einen Niedrigstehenden zum König eines unbedeutenden Staates ernannt gemacht und ihm später, nachdem der Staat lange genug gedauert hatte, die Krone wieder vom Haupte geschlagen habe — das würde alles sein.

Denn es war und blieb ein Handel, und es geschähe wenig Scherzhaft dazu, zu erkennen, wenn das Geschäft den meisten Vortheil brachte. Aber der Kanzler sollte nicht triumphieren. Wenn die Geschichte in tausend Jahren seinen, Erik Boullens, Namen nannte, sollte sie das stolze Wort hinzufügen können: der, der eine Krone von sich schmeißt!

Während er sich eine Berührung an seinem Arm und blieb stehen. Seine Frau war ihm entgegengekommen, denn sie war viel zu gespannt, um zu Hause bleiben und seine Rückkehr abwarten zu können. Sie sah sofort an seinem Ausdrück, daß etwas Besonderes vorgefallen war.

„Was wollte denn der Reichstanzler?“ fragte sie, indem sie seinen Arm nahm und mit ihm weiterging.

„Er versuchte, ruhig und unbefangenen zu antworten. Mit heiligem Stolz meinte er, seiner Frau in demselben Lichte gegenüberzutreten, worin er sich selbst sah, denn er dachte, daß er nur durch berechnete Erwidrungen darüber, was mehr werth sei, zu dem Reim gelangt war, daß ihm nun auf den Lippen schwebte.

„Er hat mir den Thron von Bulgarien für meine Entdeckung angeboten.“ antwortete er mit gut gestelltem Gesicht.

„Mit einem Rud blieb sie stehen und sah ihm ins Angesicht.“

„Und was hast Du geantwortet?“ fragte sie athemlos.

„Ich habe noch gar nicht geantwortet.“ Er wünschte, daß ich mir die Sache überlegt und erst mit Dir bespräche. Vielleicht redest du darauf, daß Du als Weib eitel genug wärest, mich zu einer begehenden Antwort zu überreden. Aber, nicht wahr, es kann nur eine Antwort geben?“

„Du meinst: nein?“

„Allerdings.“

Rechtlich sah sie vor sich hin, aber nun begann er, ihr klar zu machen, welche Gründe für eine Ablehnung sprächen.

Eine Krone ausgeschlagen zu haben, wiege ebensoviele, als eine Regierung zu haben, und das bulgarische Königreich werde gewiß nur ein kurzer Späß sein. Das könne keinen Vergleich mit dem Namen aushalten, den die Zukunft ihm vorbehalten habe, denn selbst wenn er wolle, könne er denn auf ewige Zeiten schweigen? Der, der die größte Entdeckung der Welt gemacht habe, müsse sie verkünden, so daß alle davon Kenntniß erhielten — das sei nicht anders möglich — er könne auf jeden Fall nicht schweigen, dazu sei er viel zu sehr Mann der Wissenschaft und zu wenig Krämmer. Was für ein Angebot die Zukunft ihm auch bringen möge, er werde nur eine Antwort haben.

gerissen. Vereint erhoben sie sich in ihrer Einbildung so hoch, daß die Welt nur noch für sie vorhanden war, bis sie zuletzt auf dem Pflaster Berlins vor dem Thore des Zentrals Hotels erwachten. Noch in dieser Stimmung setzte sich Erik an den Schreibtisch, um dem Reichstanzler zu antworten. Eine Begründung seiner abschlägigen Antwort versuchte er gar nicht, so daß sein Brief eigentlich nur ein kurzes, aber rundes Nein war.

Am Abend trafen sie ihre Vorbereitungen, die Stadt zu verlassen — über das Wohin waren sie mit sich selbst noch nicht einig. Noch länger in Berlin zu bleiben, wo jeder ihrer Schritte beachtet wurde, dazu lag jedenfalls kein Grund vor.

Sie fanden auch keine Veranlassung, zu bereuen, daß sie ihre Vorbereitungen zur Abreise getroffen hatten, denn kaum waren sie am nächsten Morgen aufgestanden, als ein höherer Polizeibeamter bei ihnen eintrat und ihnen mittheilte, sie seien „lästig befunden“ worden und aus Preußen ausgewiesen. Sie hatten Berlin binnen zwölf Stunden zu verlassen.

„Auch mit ist Berlin „lästig geworden“,“ antwortete Erik und verbeugte sich kalt.

## Fünfzehntes Kapitel.

Nach Paris! Erik wünschte, er wäre gleich dortin gewesen, denn wenn irgendwo, mußte er wohl in einem Freistaat seine Erfindung veröffentlichen können.

Paris machte von vornherein einen einnehmenden Eindruck auf ihn. Die eigenthümlich anregende Luft — ohne jeht nannte er sie bei sich — das Leben in den Straßen, der künstlerische Schmuck, der in vielen Kleinigkeiten zu Tage trat, alles das nahm ihn gefangen.

Seine Absicht war, den berühmten Chemiker Ducas, den Redakteur des „Journal chimique“, aufzusuchen. Seine Entdeckung mit ihm zu besprechen und ihn zu ersuchen, sie in seiner Zeitschrift zu veröffentlichen. Ducas war ein Jünger der Wissenschaft bis in die Fingerringen, und wenn auch die Welt über seinem Kopfe zusammenfügte, er würde sein Möglichstes thun, die Entdeckung bekannt zu machen. Stand sie aber erst einmal in seiner Zeitschrift, die in die Hände der Chemiker aller Länder kam, dann mußten die Herren Staatsmänner gute Miene zum bösen Spiel machen und sich, so gut sie konnten, aus der Verlegenheit ziehen — wie, das kümmerte ihn nicht.

Das Gefühl, über Nacht zu werden, hatte Erik nicht mehr, und gleich am Tage nach seiner Ankunft in Paris machte er sich auf den Weg. Ducas wohnte in der Straße und Hausnummer der Rebatton der Zeitschrift waren ihm bekannt.

Das Wetter war herrlich und mild, und die Sonne strahlte vom blauen Himmel. Etwas Frühlingsartiges lag in der Luft, und die Kastanienbäume an den Boulevards waren mit schwellenden Knospen bedeckt, die im Begriff waren zu sein, sich zu öffnen, aufzuspringen. In sehr gehobener Stimmung legte Erik den Weg zu dem großen Chemiker zurück, von dem er erwartete, daß er ihn mit offenem Armen aufnehmen und alles, was in menschlichem Vermögen stand, ihm werde, die einfältigen Schwierigkeiten zu überwinden, die andere gemacht hatten.

Dort war die Thür, dort wohnte der große Mann, zu dem er so viele Jahre bezaubernd emporgeliebt und den er so oft zu sehen gewünscht hatte. Nun sollte er ihm als feindseligem Gegenüber treten!

Edon tratte er die Hand nach dem Klingelknopf aus, als er dadurch zurückgehalten wurde, daß ein Herr mit abgezogenem Hute zu ihm trat.

„Entschuldigen Sie, mein Herr. Suchen Sie den Professor Ducas?“

„Ja.“ antwortete Erik erschaut.

„Und ihr Name Boullens?“

„Erik Boullens.“

„In diesem Falle sehe ich mich genöthigt, Sie zu ersuchen, mir zum Polizeibüro zu folgen.“

„Mit welchem Recht?“ fragte Erik, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Im Namen des Geheimes“ entgegnete der andere und ließ die dreifarbige Schärpe unter seinem Rocke sehen.

Erik verstummte. Er sah ein, daß er sich geirrt, als er geglaubt hatte, sich in einen freien Lande als freier Mann bewegen zu können. Ohne Widerstand folgte er dem Polizisten.

Der Chef der Pariser Sicherheitsbehörde kam ihm außerordentlich höflich entgegen. Er handelte nur nach allerhöchsten Befehlen und sollte Erik ohne Störungen zum Präsidenten der Republik führen. Im Augenblicke wurde sein Wagen vorgefahren, um sie nach dem Gefolge zu bringen.

Der Präsident empfing Erik in seinem Arbeitszimmer und bedeutete dem Polizeichef, daß seine Gegenwart nicht mehr erforderlich sei.

Sie haben sehr unglücklich gehandelt, Monsieur, indem Sie den Professor Ducas aufsuchen wollten.“ begann er, denn ich vermute, daß Sie das in der Absicht gethan haben, mit ihm die Ver-

öffentlichung Ihrer Entdeckung in seiner Zeitschrift zu verabschieden. Erik stellte das nicht in Abrede.

Das konnte ich mir denken. Aber sehen Sie denn nicht ein, daß das in keiner Weise gebühret werden kann? Erinnern Sie sich nicht, was Ihnen der bänische Ministerpräsident gesagt hat? — Sie dürfen sich nicht darüber wundern, daß ich über diese Unterredung so gut Bescheid weiß, als ob ich selbst zugegen gewesen wäre. Ich will Ihnen ganz offen sagen, wie das zusammenhängt. Durch das bänische Ministerium des Auswärtigen ist allen Staaten der Welt eine vertrauliche Mittheilung über Ihre Entdeckung und das erwählte Gespräch zugegangen, damit man aufmerksam sei und Maßnahmen gegen die gemeinsame Gefahr treffen. Denn alle Staaten sind darüber einig, daß diese wunderbare Entdeckung die allergrößten Gefahren für alles birgt, was Zivilisation und geordnete Gesellschaftsverhältnisse heißt. Sie kann und darf nicht veröffentlicht werden, und die verschiedenen Regierungen haben sich in dieser Hinsicht die bindendsten Zusicherungen gemacht, daß jede die Auen offen halten und, wenn es nöthig sein sollte, die weitestgehenden Maßnahmen zur Anwendung bringen wolle, um zu verhindern, daß Ihre Entdeckung zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangt. Klauen Sie mir, Sie täten am besten, wenn Sie das, was ich Ihnen anvertraut habe, beachten, nicht am wenigsten aus Ihrer selbst willen. Ihrer persönlichen Freiheit wird im Uebrigen nicht die geringste Beschränkung auferlegt werden, und wenn Sie alles in Betracht ziehen, scheint es mir fast, daß Sie selbst den größten Nutzen durch Verheimlichung, nicht durch Veröffentlichung aus Ihrer Entdeckung ziehen könnten. Niemand denkt daran, Sie zu verhindern, so viel Geld zu machen, als Sie wollen, und es in jeder Ihnen gut dünkenden Weise zu verwenden. Was kann Ihnen das Leben nicht Alles dadurch bieten? Selbst die Einkünfte der Staaten sind durch die Steuerkraft ihrer Bürger und die Bewilligung der Parlamente beschränkt, während die Ihrigen nur in Ihrem eigenen Gutdünken ihre Grenze finden. — Und Sie wissen ja, fuhr der Präsident lächelnd fort, für Gold ist alles feil. — Aber auf der andern Seite, sprach er nach einer kurzen Pause weiter, muß ich Ihnen recht geben, daß es eine Sünde wäre, wenn eine solche Entdeckung das Eigentum eines Einzigen bliebe und ihm für die Welt das Geheimniß sollte erben. Diese Sache gehört, kann für die Dienste der Zivilisation das Unglaubliche geleistet werden, und ohne unersichtliche Gefahr zu wagen, bin ich der Ansicht, daß das Geheimniß im Besten seines anderen Staates so sehr am rechten Platze wäre, als in dem der französischen Republik.

Erik fuhr auf.

„Aber, wenn Sie das Geheimniß für sich selbst behalten wollen, können Sie ja jährlich eine gewisse Menge Geld zu unserer Verfügung stellen.“

„Frantreich würde das anzuerkennen müssen, ein Staat kann ja seine Erkenntlichkeit auf mancherlei Weise zum Ausdruck bringen.“

„Herr Präsident,“ antwortete Erik, „man hat mir schon eine Krone geschenkt.“

„Ah,“ entgegnete der Präsident drollig, „Sie kommen von Berlin? Und Sie haben sie ausgeschlagen?“

„Ja, ich habe sie ausgeschlagen.“

„Das gerührt Ihnen zur Ehre. Aber lassen Sie sich von mir noch einmal um Ihre selbst willen — aufs eindringlichste vor Unvorsichtigkeiten warnen. Sie sind schon einmal gewarnt worden — in Kopenhagen — erinnern Sie sich dessen? — als Sie eine Beschreibung Ihrer Entdeckung drucken lassen wollten. — und nun machen Sie trophem wieder einen Versuch in gleicher Richtung! Jeder andere Staat als Frankreich würde bei dieser Veranlassung strenge Maßnahmen gegen Sie zur Anwendung gebracht haben.“

„Das habe ich früher schon einmal gehört, aber ich begreife nicht, welche Maßnahmen Sie gegen mich ergreifen könnten,“ antwortete Erik. „Es gibt kein Verbrechen, das ich begangen haben wollen, und solange ich nicht in offenem Widerspruch mit den Gesetzen gehorche, kann man mich doch höchstens ausweisen.“

„O doch, Monsieur, es gibt noch etwas anderes, das heißt...“

## Strohwitter gibt Gesellschaft.

Skizze von Anna Kappstein.

Seit der Photograph Otto Knapphorst — in Firma Knapphorst & Co. — Angelika Schneider, die hübsche, kleine Schauspielerin geheiratet hatte, war er mit seinem ganzen Bekanntenkreis von früher herfallen. Der Bekannte aus Nachbarn, Kaufleuten und Beamten, wackeren Familien, bei denen er für sein Ergehen, für sein Glück mit seinen Sorgen und Erfolgen stets Teilnahme gefunden.

Als hätte Angelika erklärt: „Du hast gar kein Geschick. Du bist ein Künstler. Du bist ein Künstler, wie ich ein Künstler bin — übrigens liegt das schon in meinem Namen. Und wir müssen uns entsprechenden Verkehr suchen.“

Tanach schrieb sie für ihn ein Gedicht und Aufnahme in die „Bereimung der Porträtmaler“. Auch faulste sie ihm eine Sautjade und ließ sich ein „Künstlerleid“ (Hängelicht mit Watmalerei) arbeiten. Die Wirtschaftlichen, die die Mutter ihr zur Aussteuer mitgegeben, verschleuderte sie an das Wädhchen, das um solcher Großmuth willen sehr an der jungen Herrin hängte.

Natürlich mußte Otto Knapphorst auch seine Preise bedeutend erhöhen, und es sich für einen gebobenen Beruf schickte. Er geriet dadurch in arge Meinungsverschiedenheiten mit seinem Kompanon, der behauptete, daß die Stunden wegbleiben würden, wenn man sie schöpfte. Für das Stadtviertel, in dem das Wädhchen lag, zieme solche Aufmachung nicht.

Darum verlangte Angelika, daß man in eine schönere Gegend ziehe, und weil ihr Ehrgeiz ihren Mann als Zeichen ihrer Liebe schmeichelte, wühlte er in den Umzug. Allein auch am Kurfürstendam blieb das Atelier leer — es mußte doch am rechten Ort noch etwas fehlen.

Aber durch die Entfernung zum Wedding war man dem alten Bekanntenkreis völlig entriekt. Otto Knapphorst trauerte darüber. Ihm wurde im Besten nicht ganz heimlich.

Als Angelika, des Langen Wartens auf die Antwort von der Malervereinigung müde, auf adt Tage in den Sreewald reiste, beschloß ihr Mann, sich für das Entbehren seiner angekommenen Gesellschaft schadlos zu halten. Er lud alle alten Freunde nebst ihren Frauen zu einem Widni in sein Atelier. Selbstverständlich unter der Verpflichtung, Schwägen über seine Eigenmächtigkeit zu bewahren. Das Wädhchen wurde für den Abend beurlaubt. Emma jedoch hatte längst begriffen. „Von mir aus können der Herr mit ruhig zu Hause lassen, wenn Damenbesuch kommt. Ich würde niemand Unannehmlichkeiten.“

Am liebsten hätte er sie für die Keckheit sofort entlassen. Aber er wußte, daß seine Frau große Stücke auf sie hielt. Aber er beherrschte sich und entgegnete: „Es kommt sowohl Damen- wie Herrenbesuch. Ich will meiner Frau nämlich eine neue Wohnungseinrichtung schenken und dazu den Rat der Herrschaften einholen. Aber das soll eine Ueberreichung sein, deswegen darf meine Frau von dem Abend nichts erfahren. Verstehen Sie?“

„Ob ich verstehe!“

Ein wenig unbefähigt war ihm zumute, wenn er bedachte, daß Emma vielleicht doch nicht den Mund halten würde. Auch den ansehnlichen Schweigegeld, das er ihr auftrug, traute er keine Ueberwirkung zu. Allein, als der Tag des Widni's herankam, bewies Emma Kraft genug, sich von selbst zurückzuziehen. Ihre Tante hatte Anstalt. Aber sie hätte zur Anstalt eine Freundin bestellt; die würde in der Küche das Nöthige besorgen. Servieren und so die feineren Sachen verstände sie zwar nicht; auch sei sie sehr schüchtern. Wenn man sie aber rubin sich selbst überlasse, würde es schon gehen, und dafür, daß sie nichts veruntreue oder zerfahre, sondern mit dem Porzellan und Silber umgehen werde, als ob es ihre eigen Rab und Gut sei, dafür lege Emma die Hand ins Feuer.

Die Gäste kamen. Vier Familien. Mit den Männern stand Otto auf Duzfuß. Angelika war solche Verbrüderung immer auf die Herzen gegangen. Die Frauen — der letzten Zeit gemäß in Rock und Wäde, da sie sich ja vor der eleganten jungen Hausfrau keinen Zwang aufzulegen brauchten — baden aus ihren Beuteln die „Delikatessen der Saison“ aus: eine Jigennur, ein Pfund Landbrot, ein Lütchen echten Thee, eine Dose Butter, ein Bechlein mit Früchten. Brot, Bier, Pfeffer, Jigarron lieferte der Hausvater. Die behandelnden Schätze wurden den Frauen Engel, dem Anstaltmädchen, übergeben, das eben so schweiden auf der Schwelle des Speisimmers stehen blieb und mit verwundern Augen wie jemand, der seinen unter Menschen kommt, die fremden Herrschaften, besonders die

Damen und ihre Toiletten, betrachtete. Hierlich angedrückt wanderten die Speisen auf den Tisch zurück, geräuschlos wurde nachher die Tafel abgeräumt. Unter der aufmerksamsten Aufsicht hätte es nicht mühevoller hergehen können. Knapphorst war zufrieden, daß seine Gäste so gut bedient wurden. Er erhob erstlich, ob er seiner Frau nicht raten sollte, statt der vorlauten Emma diese schweigmähe Aushilfe für die Tauer anzustellen. Auch die Gäste lobten die bescheidene Dienerin, die vorchriftsmäßig schwarz mit weißer Schürze und weißen Häubchen angetan, das dunkelbraune Haar so schlicht über die Schultern gefaltet trug. Die Freunde neckten heimlich: „Mit diesem schmucken netten Ding haust du hier ganz allein seit deine Frau auf Reisen ist?“ Er wehrte entsetzt ab: „Es ist doch nur eine Aushilfe!“ Aber auch die Aushilfe mußte von dem Scherz etwas verstanden haben. Sie lächelte plötzlich so eigenthümlich, es vernichte ihn beinahe. Und als die Gesellschaft um Mitternacht aufbrach, machte sie keine Anstalten, ebenfalls zu gehen.

Die Freunde luden vielbeutig und verscherten, von Bier und Vikar ein wenig aufgelockert: „Es war ein sehr gemüthlicher Abend. Wenn deine Frau nur öfters solche Sprüche unternehmen wollte! Dann fäme man doch wieder hüfiger zusammen.“

Der Hausherr geleitete seine Gäste selbst die Treppe hinunter. Als er wieder oben war, stand plötzlich, blond und zart errotet, Angelika vor ihm. Er starrte sie an wie einen Geist: „Ja, um Gottes willen, bist du inzwischen die Hintertreppe heraufgekommen?“

„Ich war den ganzen Abend über hier. Ich bin nämlich nicht unvorsichtig Schauspielerin gewesen: ich habe eine Gastrolle gegeben und muß es gut gemacht haben; denn du, mein eigener Mann, hast mich nicht erkannt unter der Kammerfächermaske, die ich mir angehängt hatte. Sieh, dort vor dem Spiegel liegen mein brauner Scheitel und das Wädhchen.“

„Aber auch deine Stimme war unmerklich verändert.“

„Mein Gott, wozu war man Schauspielerin? Wenn man nicht einmal so viel konnte... Glaub's nur, ich war die Aushilfe, die meine getreue Emma dir verschafft hat. Ich wollte mir deinen Namen bejahen“ doch mal genau befehen.“

„Du warst eierförmig?“

„Und ob! Und zum Tanz dafür, daß ich es nicht zu sein brauchte, sollen deine alten Freunde künftig jeden zweiten Sonntag zu dir kommen. Es sind eigentlich recht ungemüthliche Leute.“

„Endlich bleibst du es ein! Ich bin ja alljährlich, Angelika!“

„Und die Maler haben übrigens deinen Eintritt in ihren Klub abgelehnt.“

„Gott sei Dank!“

„Aber der Emma bist du nun schuldig, dein Wort zu halten, Otto.“

„Nimmst du mit die neue Wohnungseinrichtung kauft...“

## Münchener Hochschulen.

Die Kriegsverhältnisse haben auch in München eine Beschränkung der Zulassung von Ausländern mit sich gebracht. Zum Studium ist in München eine Erlaubniß des Stadtraths bezw. der Polizei nötig. Ausländer müssen sich außerdem einen Monat vor Beginn der Immatrikulationsfrist anmelden. Von dieser Vorfrist sind aber Ausländer deutscher Stämme, wie Deutsch-Österreicher, Walten, Siebenbürgersachsen, also die Auslandsdeutschen, entbunden und werden wie die Inländer behandelt. Damit beweisen auch die Münchener Hochschulen ein ernstliches Verhältniß für das Auslandsdeutschthum. Uebrigens dürfen auch die in München weilenden Bulgaren in entgegenkommender Weise ihr Studium fortsetzen.

## Wohnungsnot in der Tierwelt.

Ueber dieses zeitgemähe Thema berichtet man dem „Markgr. Logblatt“ aus Maulburg: Da hat da dem hiesigen Kirchturm ein Storchpaar sich häuslich niedergelassen und vier Junge ausgebrütet. Das Nest aus Holz mit Strohpufferung reichte, solange die Kinder noch klein waren. Jetzt aber, nachdem sie groß geworden sind, scheint kein Platz mehr für die halbgebundenen Störche zu sein, wenigstens nicht für die Nacht zum Schlafen. Einer von den jungen Storchweibern wird abwechselnd abquartieren. Wohin? In der Nähe des Kirchturms ragt eine mächtige Tanne empor; deren Spitze wird zu einem Schlummerplätzlein. Wenn der Morgen graut, kehrt der Ausquartierter zur gemeinschaftlichen Wohnung zurück und wird von Eltern und Geschwistern mit freudigen Gesellappern empfangen. Nach der Frühmahlzeit begibt die „Altegeneration“.

## Papierhilfe vom Westen.

Die „Daily Mail“ weist auf die hohen Preise hin, welche für gewisse bestimmte Stücke von Kriegsmarken bezahlt werden. Das Blatt schreibt in diesem Zusammenhang unter anderem: Die während des Krieges von unseren Okkupationsarmeen ausgegebenen Postmarken erzielen zurzeit auf dem Briefmarkt labelbarte Preise, die immer noch steigen. Ein Paar britischer Besatzungsmarken, welche in Bagdad im September 1917 auf der Post für 3 Francs gekauft wurden, werden heute für 3750 Francs verkauft. Zwei Marken, die von unseren Truppen in Togo zu 10 Francs ausgegeben wurden, können heute für 7500 Francs gekauft werden. Eine dieser Marken ist im Besitz des englischen Königs. Oesterreichische Marken, welche von den Italienern im letzten September mit Ueberdruck versehen wurden und 2 Francs 50 Centesimoli kosten heute 3700 Francs, während die gleichen Marken, welche in Trient überdruckt wurden, bis auf 7000 Francs zu sehen kommen. Von der letzten Marke wurden nur 10 Exemplare ausgegeben. Die meisten derselben sind im Besitz berühmter Persönlichkeiten oder italienischer Kaufleute. Der Wert vieler solcher Marken steigerte sich um das Hundert- oder Zweihundertfache. So haben zum Beispiel auch die Kaiserin während der kurzen Besetzung von Stanislau 17 dort ausgegebene österreichische Marken mit Ueberdruck heraus. Vor kurzem waren diese Marken noch für 425 Francs erhältlich, jetzt kosten sie bereits 2500 Francs.

Da hat man soviel von Erjaz aus Kanadas reichen Urwäldern — aber nicht unerheblichen — und anderen Gegenden gesprochen, bis schließlich immer mehr Kenner zu der Ueberzeugung gelangen, daß der fern e Westen einbringen müsse, und niemals eine durchgreifende Aushilfe für die Notlage kommen werde, bis Papiermühlen in den großen immergrünen Wäldern der Pazifik-Küstengebietregionen gebaut würden.

Die sibirische Unterindustrie.

Bekanntlich liegt die sibirische Unterindustrie hauptsächlich in bäuerlichen Händen, die die Produktion in kurzer Zeit enorm gehoben und die Aushilfe gefördert haben. Letztere betrug 1897 nur 73,000 Rubel (a Sechzehn Zweidrittel Kilogramm), erreichte schon 1900 über eine Million und stieg auf rund 4 Millionen Rubel im Jahre 1918. Der Krieg brachte eine vorübergehende Krise. Die Dörfer wurde abgepörrt und die Eisenbahnwagen wurden für Kriegstransporte mit Beschlag belegt. Mit dem starken Fallen der Butterpreise nahm die Abfahrlastung des Milchviehs zu, doch dürfte sie höchstens 20 Prozent des einstigen Bestandes betragen haben.

Mit dem Sturze der zaristischen Regierung änderte sich aber die Lage. Es gelang den Dänen, eine regelmäßige Verbindung mit Archangel herzustellen und von dort die Butter nach England zu verschiffen; einen Teil übernahm auch die russische Heeresverwaltung. Seit einem Jahre hat diese das eingekaufte und England, sowie Schweden und Norwegen bekommen fast die ganze ausgeführte Erzeugung. Dadurch kam es, daß in diesen Ländern immer Butter reichlich und zu billigen Preisen erhältlich war. Nach aus Sibirien vorliegenden Nachrichten wurde die sibirische Butterproduktion inzwischen fast auf die gleiche Höhe wie vor Kriegsausbruch gebracht. Mit der Aufhebung der Blockade gegen Deutschland wird Danemark seine alten Verbindungen mit Deutschland wieder aufnehmen und es ist zu erwarten, daß Deutschland, wie Deutschösterreich und andere Gebiete der ehemaligen Monarchie wieder Ware erhalten und die Butternot ihr Ende erreichen wird.

Quater Waga.

Der Langhans-Hans, des ist a Ma', Wa triff net alet en awoita a', Dear, herra da Waga a fället geit, Wa dar ins Franzentrögle leit.

Kommt i do lefist au beam ins Hans, So ja, bent i, do hestis quat aus, Lind, Sienes Gott' hau i do glait, Wa d Waga a Duxed Würsch' uftrait.

Do, gienes Gott! — Drob fait der Ma': — Ja weaga beam fängt mir net a'. Gang, Meia, toia d Grombiara heaz Und Saurettraut, so fäst ich so leaz.

Und no gschicht nass, und nimmt do Kraug, Und holleht Wadst, und aber gnug, Und da do Broddalt net gerischt, So lezt, — gelobt lei Jesus Christ!

Die Kohlennot in Baden. Im habsburger Landtag teilte Finanzminister Dr. Wirth mit, daß die Zufuhr von Kohlen aus Norddeutschland, namentlich aus dem Ruhrgebiet, so gering sei, daß die habsische Eisenbahnverwaltung genöthigt wäre, den gesamten Sonntags-Personenverkehr einzustellen. Ob weitere einschränkende Maßnahmen im Verkehr notwendig werden, ist nicht ersichtlich.

## Seltene Briefmarken.

Die „Daily Mail“ weist auf die hohen Preise hin, welche für gewisse bestimmte Stücke von Kriegsmarken bezahlt werden. Das Blatt schreibt in diesem Zusammenhang unter anderem: Die während des Krieges von unseren Okkupationsarmeen ausgegebenen Postmarken erzielen zurzeit auf dem Briefmarkt labelbarte Preise, die immer noch steigen. Ein Paar britischer Besatzungsmarken, welche in Bagdad im September 1917 auf der Post für 3 Francs gekauft wurden, werden heute für 3750 Francs verkauft. Zwei Marken, die von unseren Truppen in Togo zu 10 Francs ausgegeben wurden, können heute für 7500 Francs gekauft werden. Eine dieser Marken ist im Besitz des englischen Königs. Oesterreichische Marken, welche von den Italienern im letzten September mit Ueberdruck versehen wurden und 2 Francs 50 Centesimoli kosten heute 3700 Francs, während die gleichen Marken, welche in Trient überdruckt wurden, bis auf 7000 Francs zu sehen kommen. Von der letzten Marke wurden nur 10 Exemplare ausgegeben. Die meisten derselben sind im Besitz berühmter Persönlichkeiten oder italienischer Kaufleute. Der Wert vieler solcher Marken steigerte sich um das Hundert- oder Zweihundertfache. So haben zum Beispiel auch die Kaiserin während der kurzen Besetzung von Stanislau 17 dort ausgegebene österreichische Marken mit Ueberdruck heraus. Vor kurzem waren diese Marken noch für 425 Francs erhältlich, jetzt kosten sie bereits 2500 Francs.

Die Geschichte einer Kake in Jute-raten.

Eine hohe Belohnung erhält von mir derjenige, der mir das gemeine Subjekt beibringt, das mein liebes klägliches Mizi derart gefesselt hat, daß es hindern heimkam.

Euprosine Dimmelstein, Gartenweg 4.

Warnung.

Wenn der Befiger oder die Befigerin der schwarzen, weißgefleckten Kake nicht dafür sorgt, daß dieses Tier nicht mehr in meinen Garten eindringt, um dort Schaden anzurichten, so werde ich das Vieh zurhand niederschlagen.

Früh Streumader, Gartenweg 4.

Zu kaufen gesucht.

Eine gute Flobert-Plinte, die sich gut eignet zur Schiefen von unruhigen Geister. Offerten an H. S., Gartenweg 5.

Entlaufen oder entführt.

Eine schwarz-weißgefleckte Kake, tames, reinliches, liebes Tierchen, hört auf den Ruf Mizi! Dem Wiederbringer eine große Belohnung. Abzugeben bei Euprosine Dimmelstein, Gartenweg 4.

Achtung! Schenke Pfeffer.

Feiner, ganz frischer Schenke Pfeffer ist heute zu haben in der Wirtshaus zur „Blauen Kette“, Gartenweg 4.

Der erste deutsche Sprachlehrer.

Vor 300 Jahren, am 8. Juli 1619, wurde der Dichter Schriftsteller Philipp von Zeserbror bei Weßau geboren, war Zyrifer der Pöphylaxe, erste deutsche Romandichter, solcher aber recht unbedeutend, als einer der höchsten Zereimiger bekannt. Sein Eingang auf eine Reimung der deutschen Fremdwörter geradezu leuchtend deutschen Sprache, einige seiner Seltsamkeiten nennen: für die „Natur“ so „Zeugmutter“, für „Venus“ „Simme“, für „Aurora“ „Nöthi“. Ein „Bers“ wurde bei ihm „Dichtung“, ein „Fenster“, „Tagelauder“, eine „Kake“, „Käshorn“, welcher Ausdruck noch im rheinischen Dialekt gebräuchlich ist. Seine Sonderbarkeit läßt sich zum Teil aus seiner Annahme, daß die deutsche Sprache Ursprache sei, in der sich die S des Paradieses erhalten. Darum eilerte er so heilig Fremdwörter und hielt Griechisch und Lateinisch nur für Entartung des Deutschen; so bedeutete so Reimung nach Herkules Ursprung „Herkules“.

Das drahtlose Telephon.

In England werden gegenwärtig die Versuche mit einem drahtlosen Telephon eifrig fortgesetzt, um selbe auch für das Flugwesen Anwendung zu bringen. Ein solches Flug-Apparat hat in der neuen Flug von Kenyon nach New York Nachtzeit ausgeführt. Der Apparat für drahtlose Telephonie ist mit der Mächtigkeit des Flugers bis zu dessen Ankunft in New York auf der französischen Küste gut verständlich. Auch auf dem Weg von Paris erzielte man gute Erfolge.

Fürher verlangte man von Wädhchen, daß sie ehebar und seien, heute begnügt man sich mit Klugheit.